Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 221 (1948)

Artikel: Der Tiger
Autor: Heimann, Erwin
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-656215

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Tiger

Von Erwin Heimann

Wenn man vor einer Verallgemeinerung nicht zurückſcheut, wird man die Bewohner eines währſchaften Dorfes mühelos in drei Klaſſen einteilen können: in die Beſitzloſen, in die Beſitzenden, und daneben exiſtiert dann noch die kleinſte Gruppe, die man ohne viel nachzudenken als die „Beſſeren" bezeichnet. Zu dieſen „Beſſeren" zählt man auf alle Fälle den Pfarrer und den Doktor, dann den Viehdoktor und die Schulmeiſter, etwa noch den Poſthalter und den Gemeindeſchreiber — und natürlich auch den Notar. Dieſe „Beſſeren" werden dann zuweilen beneidet, ſelbſt wenn ſie manchmal nicht mehr Gut und Gülten ihr eigen nennen als die Beſitzloſen, und wäre es bloß, weil ihre Hände und Kleider etwas weniger abgenutzt und ihre Stubenböden etwas glänzender ſind.

In jenem Dorf, das ich meine, gehörte nun der Notar ganz beſtimmt zu den Beneideten, und das war auch wirklich kein Wunder. Hatte er doch kaum die Dreißig überſchritten und bereits die väterliche Praxis mitſamt einem ſchönen Vermögen übernehmen können, ohne ſich ſonderlich anſtrengen zu müſſen. Dazu nannte er eine junge Frau ſein eigen, die nicht durch das Dorf gehen konnte, ohne daß ihr aus Scheunen und Ställen heraus wohlgefällige Blicke der kenneriſchen Männerwelt folgten. Ja, die Männer vergaßen zuweilen ſchier zu blinzeln, um die junge Frau Notar ja keinen Moment aus den Augen zu verlieren. Notars bewohnten einen jener währſchaften, wohlproportionierten alten Herrenſtöcke, wie ſie Rudolf von Tavel ſo gerne mit ſeinen altberniſchen Landjunkern und vornehmen Frauen bevölkerte. Darin und ringsherum ſah alles ſo gepflegt und behäbig aus, daß kaum jemand in den Garten mit dem alten Baumbeſtand hineinſehen konnte, ohne zu denken: „Hier läßt ſich's leben. Dieſer Peter Hofmann iſt wirklich ein Glückspilz!"

Edith, die junge Notarsfrau, war nicht ein ſo übermütiges Ding geweſen, um mit lauter goldenen Illuſionen in dieſes Haus einzuziehen. War ſie doch in der Stadt aufgewachſen, und darum hatte ihr zuweilen ganz im geheimen davor gebangt, wie ſie wohl den ungewohnten Haushalt in dem altmodiſchen Haus bewältigen würde. Sie hatte vorher nie im Garten gearbeitet, und hier galt es nun, einen großen Blumengarten in Ordnung zu halten. Sie hatte noch nie einen Kachelofen mit Reiswellen geheizt, und hier gab es keine andern. Aber eine rührige Frau wird ſich zurechtfinden, ſelbſt wenn man ſie von Sibirien nach Afrika verſetzen ſollte, wenigſtens ſofern ſie den guten Willen mitbringt. Dieſer gute Wille wird zugleich mit der rechten Liebe vorhanden ſein — und daran fehlte es auch bei Edith nicht. Es war deshalb gar keine übertriebene Schmeichelei, wenn die Bauernfrauen der jungen Notarin bereits im erſten Sommer rühmten, ſo ſchöne Zinnien und Ringelblumen wie bei ihr hätten ſie jetzt noch ſelten geſehen.

Notars bewohnten einen jener währſchaften, alten Herrenſtöcke...

Edith wies dann zuweilen das Lob bescheiden von sich — und freute sich trotzdem darüber, wenn eigentlich auch mehr um Peters als um ihretwillen. Lag doch darin eine Bestätigung, daß sie willens und fähig war, sein elterliches Heim in Ehren zu halten.

Ja, Peter wußte das aus aufrichtigem Herzen zu schätzen. Er war ja überhaupt ein ausgesprochen netter und umgänglicher Mann, wenigstens solange ihn nichts in seiner Beschaulichkeit störte. Und nach dem ersten Jahr seiner Ehe stellte er fest, daß dieses geruhsame Fahren zu zweit dem einspännig Kutschieren entschieden vorzuziehen sei. Ja, es gab Augenblicke, wo er tatsächlich kaum noch einen andern Wunsch hatte als etwa den, daß sich mit der Zeit seine Praxis noch etwas erweitern möchte.

Auch Edith hegte einen Wunsch, aber eben durchaus nicht denselben. Doch nahm sie sich Zeit und hütete sich wohl, etwas erzwingen zu wollen. Doch einmal, als sie geruhsam miteinander in der vordern Stube beim Nachtessen saßen, wagte sie doch einen schüchternen Vorstoß: „Du, Peter, scheint dir nicht zuweilen auch, mit der Zeit sei das Haus fast zu groß für uns zwei?“

Peter legte die Gabel in den Teller zurück und fragte etwas verwundert: „Möchtest du jetzt doch ein Dienstmädchen? — und ich meinte immer...“

„Ach nein, keine Spur“, wehrte Edith hastig ab. „Mit der Arbeit werde ich schon allein fertig. Nein, ich dachte vielmehr — weißt du, so mit der Zeit — etwas Kleines...“

„Ach was“, wehrte Peter etwas unwirsch ab und stocherte im Kartoffelstock auf seinem Teller herum. Endlich schien er doch zu fühlen, daß er seiner Frau eine etwas klügere Antwort schuldete. Darum fuhr er nach einer Weile mit ernsthaftem Gesicht fort: „Siehst du, Kinder, das bringt gar manches mit sich; manches, das man voraussieht, und noch mehr, das man jetzt noch nicht sieht. Und überhaupt: Kleine Kinder sind einfach ein Schrecken für mich. Ich glaube, das Geplärr und Geschmier triebe mich aus dem Haus.“

Edith zerwürgte eine heftige Antwort und senkte den Kopf. Sie hätte es ja wissen können. Aber trotzdem fiel es ihr schwer, ihren Mann zu verstehen. Begreiflich, denn eine junge Frau hat ja kaum eine Ahnung davon, wie unklar und unlogisch die Männer solche Fragen betrachten. Sie weiß nicht, daß die Frau von Natur aus, vom Blut her schon Mutter ist, während der Mann erst zum Vater erzogen sein will. Und nichts und niemand erzieht ihn zum Vater als seine eigenen Kinder.

Welcher junge Mann behauptete nicht, mit kleinen Kindern nichts anzufangen zu wissen. Und bereits ein Jahr später kann derselbe Mann mit innigster Hingabe und unermüdlichem Eifer stundenlang in einen Korbwagen, in eine Wiege hineinzwitschern und flüstern, das Gesicht verziehen und alle zehn Finger bewegen, um einem Kind — seinem Kind — ein Lächeln abzulisten. Aber welcher Mann gestünde im voraus, daß er dazu imstande wäre? — Weiß Gott, er schämte sich, und er wäre in seiner ganzen schönen Adamswürde getroffen, wenn man ihm solches zutrauen würde. Und dieselbe Adamswürde duldet auch nicht den Gedanken daran, daß er einmal nicht mehr der unbedingte Mittelpunkt des Hauses sein sollte; daß seine Frau noch etwas anderes, vielleicht gar Wichtigeres neben ihm kennen sollte. — Das sind natürlich Dinge, die ein Mann niemals eingestünde, nicht einmal vor sich selbst, und deshalb hat er meistens auch keine Ahnung davon, daß es bloß sein Egoismus ist, der ihn die Kinder fürchten läßt.

Auch Peter belastete sich nicht mit solchen Gedanken, und doch waren sie gerade bei Männern seiner Art sehr naheliegend. Er hatte ja bis heute immer geebnete Wege vorgefunden, er war als einziger Sohn schon immer das Zentrum des Hauses gewesen, und auch seine junge Frau hatte nie den Versuch gemacht, ihn aus dieser Stellung zu drängen. — Nein, er hatte gar keine Lust, sein bequemes Leben einer Gefahr auszusetzen.

Darum ging das Leben im Notarshaus während vier, fünf Jahren ungestört weiter. Peter nahm allmählich zu an Gewicht und an Ehren, er wurde Gemeinderat und Präsident der Feldschützengesellschaft. Seine junge Frau fügte sich allem, auch der Notwendigkeit, daß Peter die Abende immer häufiger an Versammlungen und Sitzungen zubringen mußte. Peter war nicht hellsichtig genug, um zu merken, daß

sich um Ediths Lippen allmählich ein neuer, etwas bitterer Zug abzuzeichnen begann. Er wußte auch nichts davon, daß sie zuweilen, an ihren einsamen Abenden, oft lange ins Leere staunte und dann um zehn Jahre gealtert aussah, weil in ihrer Miene, in ihrer Haltung eine Hoffnungslosigkeit lag.

Eine einzige Änderung fiel ihm mit der Zeit auf: daß Edith jetzt häufig Leute aufsuchte, um die sie sich vorher niemals bekümmert hätte. Sie lenkte ihre Schritte nämlich mit Vorliebe in die Häuser und Hütten kinderreicher Familien. Als er sie einmal deswegen zur Rede stellte, wich sie geschickt aus und sagte wie beiläufig: „Ach, weißt du, es scheint mir unsere Pflicht, denen etwas unter die Arme zu greifen, die es weniger gut haben als wir."

Dagegen hatte Peter nun nichts einzuwenden. Allerdings, wenn er gesehen hätte, wie Edith dieses „unter die Arme greifen" verstand, vielleicht wäre ihm doch ein Licht aufgegangen; wenn er hätte zuschauen können, wie Edith etwa bei Glausers in der Grabenhütte den Kleinen die Kleider flickte und die Nasen putzte, die Kleinsten mit Breilein fütterte und mit Schöpplein tränkte. Aber er hatte keine Ahnung davon. Dafür sagte Frau Glauser mehr als einmal zu Edith: „Ach, Frau Notar, ich weiß gar nicht, wie ich ohne Eure Hilfe zurechtkommen sollte." Ihr Mann war ein gutmütiger Kerl ohne besonderen Ehrgeiz, der auf der Säge als Handlanger beschäftigt war. Vier Kinder belebten das Grabenhaus schon, und das fünfte war bald zu erwarten.

Eines Samstagnachmittags, als Graber Fritz auch zu Hause war, konnte Frau Graber die Bemerkung nicht unterdrücken: „Ich muß nur staunen, wie Ihr mit Kindern umzugehen wißt, Frau Notar. Es ist bloß schade, daß Ihr selbst keine habt."

Edith schaute zum Fenster hinaus und sagte leise: „Es ist einem eben nicht alles vergönnt."

„Ja, einige haben zu viel was die andern zu wenig", polterte Glauser Fritz in seiner ungehobelten Art dazwischen. „Wenigstens bei uns geht der Nachwuchs nie aus. Selbst unsere Katze hat wieder fünf Junge."

„Büß-büß", nickte das dreijährige Trudeli eifrig und wischte zur Türe hinaus. Im nächsten Moment kam es bereits mit einem ganzen Arm voll junger Katzen zurück, von der ängstlich miauenden Katzenmutter gefolgt.

Edith fühlte sich verpflichtet, den Katzensegen nach Gebühr zu bewundern und nahm eines der jungen Kätzchen, ein schönes, dunkelgeflammtes Tigerchen, auf den Arm. Das Tierchen begann sofort, mit seinem braunen Näschen ihren weichen Arm zu beschnuppern.

„Das nähme ich am liebsten gleich mit", sagte Edith und streichelte das Tierchen ganz zart.

„Ihr könnt das Tierlein gern haben", erklärte Frau Glauser bereitwillig. „Die Jungen saugen ja nur noch ganz selten."

„Mein Mann würde merkwürdige Augen machen, wenn ich mit einer Katze anrückte", wehrte Edith schnell ab. Trotzdem erfüllte es sie mit einem tiefen Behagen, zu fühlen, wie zutraulich sich das Kätzchen in ihren Armen einnistete.

„Ach, so wegen einem Kätzchen", drängte Frau Glauser, ohne Ediths Zwiespalt zu ahnen. „Das nimmt doch wahrhaftig nicht viel Platz ein."

„Oh, Platz hätten wir mehr als genug", erklärte Edith. „Aber..." Sie war auf einmal nicht mehr imstande, weiterzufahren. Inmitten dieses Kinder- und Katzensegens war es ihr völlig unmöglich, zu sagen, daß ihr Mann nichts Derartiges dulde. — Sie schämte sich regelrecht — für ihren Mann.

Aber einen Augenblick später erwuchs aus diesem Schämen so etwas wie Trotz: „Ich bin nicht schuld, daß unser Haus so nüchtern und leer bleibt", dachte sie bitter. Und dieser Trotz war schuld daran, daß sie bald darauf heimzu ging — mit der Tigerkatze im Arm.

Am selben Abend kam Peter Hofmann etwas unerwartet in die Küche geplatzt: „Du, denkst du noch daran, daß wir heute abend Gemeinderatssitzung haben? Wir sollten nicht allzu spät essen."

Edith war eben daran, einen Omelettenteig anzurühren. Hatte sie wirklich bloß deshalb so rote Backen? Aber warum schaute sie ihren Mann so eigentümlich verschmitzt an, halb lächelnd, halb verlegen, gerade wie damals, als sie eines der schönen Kristallgläser zerschlagen hatte?

Etwas mißtrauiſch näherte ſich Peter dem Tiſch, und plötzlich wies ein ſchneller Blick Ediths auch ſeinen Augen den Weg. Weiß Gott: Neben dem Kochherd kauerte eine kleine, getigerte Katze und ſchlürfte mit hurtigem Zünglein Milch aus einem Tellerchen.

„Wo kommt denn dieſes Vieh her?“ fragte Peter verdutzt. „Iſt es zugelaufen? — Dann ſoll es aber möglichſt raſch wieder verſchwinden.“

Schnell wiſchte Edith die mehligen Hände an der Schürze ab und nahm ihren Mann liebevoll um die Achſeln. „Nein, Peter“, ſchmeichelte ſie, „ich habe es hergebracht, das Kätzchen, von Glauſers im Graben, weißt du. Sie wollten mir eine Freude machen damit, und mir ſchien...“

„Dummes Zeug“, ſagte Peter ärgerlich und ſtreifte den Arm Ediths unwirſch von ſich. „Ich will das Haus nicht voller Katzendreck. Und bis übers Jahr würde uns noch ein ganzes Gewimmel Junger beſchert. — Pfui Teufel!“

„Ach, dummes Zeug!“ fährt nun Edith auch etwas hitziger auf. „Es iſt ja ein Kater.“

„Das iſt mir egal. Den bekommt man auch überall zu riechen. Dieſe Schweinerei dulde ich einfach nicht.“

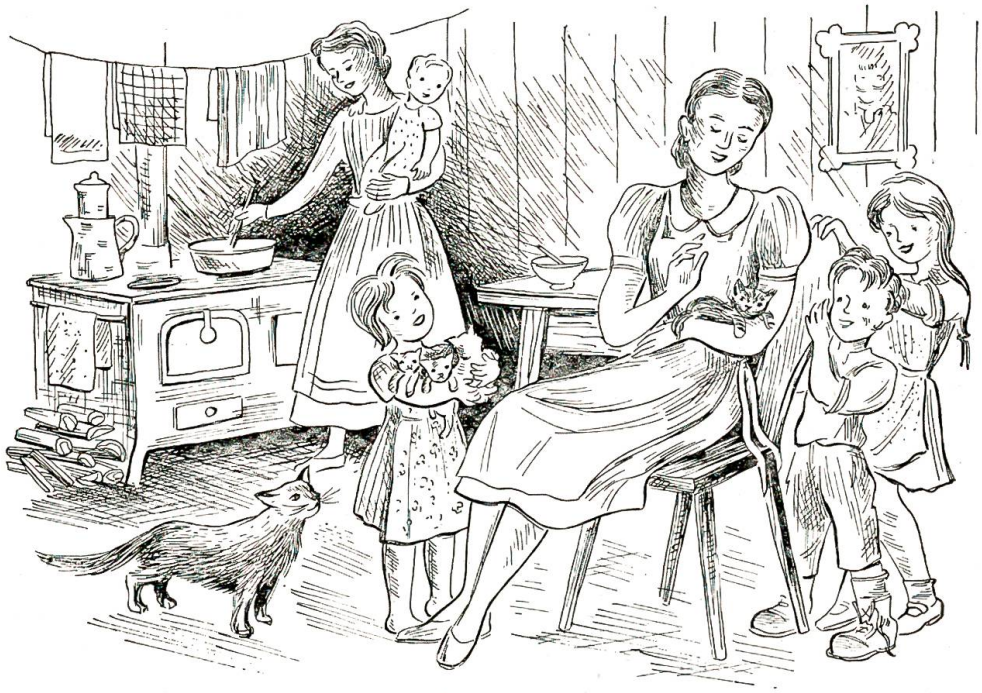
„Du haſt doch gar nichts zu tun mit dem Tierchen“, ſuchte Edith einzulenken.

„Ich vielleicht nicht, aber du um ſo mehr“, beharrt Peter hartnäckig. „Glaubſt du etwa, ich habe Luſt nach ſo einer verrückten Haushaltung, in welcher zuerſt die Katze ſerviert wird und nachher der Mann? — Ich kann ſie nicht ausſtehen, dieſe Viecher, und damit Punktum.“

Wenn ein Mann „Punktum“ ſagt, bildet er ſich zuweilen ein, er ſei imſtande, damit die Weltgeſchichte abzuſtellen. Doch eine Frau kann in gewiſſen Situationen noch unaufhaltſamer ſein als die Weltgeſchichte.

„Sage du nur ‚Punktum‘“, dachte Edith bei ſich. „Ich aber ſage: ‚Komma‘; dieſer Satz iſt von mir aus noch nicht fertig.“ Sie hütete ſich aber, weiter zu diskutieren, ſondern begann wieder mit zuſammengebiſſenen Lippen in der Teigſchüſſel zu rühren.

Das Tigerkätzchen hatte unterdeſſen ſeinen Appetit nach Milch befriedigt, trippelte bedächtig mitten in die Küche, ſtreckte ſich ſo recht behaglich erſt die Vorder-, dann die Hinterbeine, ſetzte ſich umſtändlich auf ſeinen Schwanz und begann ſchließlich in aller Ruhe ſein ſchöngezeichnetes Brüſtlein zu lecken.



„Das nähme ich am liebſten gleich mit“

Peter ſchaute dieſen Katzenmanövern mit finſterer Miene zu. Schließlich wandte er ſich mit jäher Wendung ab: „Nun, dann kann man ja gehen“, murrte er und zog die Türe reichlich unſanft hinter ſich zu.

Beim Nachteſſen zeigte er ſein finſterſtes Geſicht, obſchon es Apfelpfannkuchen gab, die er ſonſt über alles liebte. Er ging auch zur Gemeinderatsſitzung, ohne noch ein einziges Wort fallen zu laſſen.

Edith hingegen, nachdem ſie in der Küche fertig geworden, trug ein altes Binſenkörblein in

„Ich kann sie nicht ausstehen, diese Viecher, und damit Punktum“

das Peristyl und polsterte es sorgfältig mit Kissen aus. In dieses Bett wurde das Tigerkätzchen gelegt, das sich auch sogleich behaglich einzuwühlen begann. Noch recht lange kauerte die junge Frau neben dem Körbchen und streichelte das behaglich schnurrende Tierlein. Und als sie endlich in die Wohnstube ging, preßte sie das Nastuch gegen die Augen.

Von diesem Abend an war die Harmonie im Notarshaus gestört. Es ist nun einmal so: Wer keine großen Schmerzen hat, spürt die kleinsten Gebresten, und wer keinen großen Kummer hat, läßt sich von einem kleinen Kummer das Leben vergiften. Darum wird es eben möglich, daß so ein kleines, unschuldiges Tigerkätzchen mehr Unheil stiften kann als ein ausgewachsener Königstiger aus Indien.

Die beiden jungen Leute wären ja klug genug gewesen, um zu merken, daß die Ursache des Zerwürfnisses eigentlich etwas lächerlich war. Doch das Kätzchen war bloß der sicht-, hör- und eben zuweilen riechbare Vorwand, hinter dem sich viel ernsthaftere Konflikte verbargen. Peter hätte das natürlich nie zugegeben. Er wußte vielleicht auch gar nicht, daß er den Kater nicht dulden wollte aus der unklaren Angst, Edith könnte am Ende ihr Herz und ihre Liebe noch an etwas anderes hängen als nur gerade an ihn. Es gibt eben Männer, die nichts anderes sein können noch sein wollen als ständiger Mittelpunkt.

Ediths Kummer war bedeutend greifbarer, und sie hätte ihn zweifellos auch besser beschreiben können. Daß Peter ihrem tiefen Bedürfnis, etwas zu hätscheln und zu pflegen, nicht das geringste Verständnis entgegenbrachte, schmerzte sie tief. „Er ist nun einmal ein hartherziger Egoist und mißgönnt mir die Freude“, haderte sie. Wenn sie aber zusehen mußte, wie ihr Mann das Kätzchen lieblos, ja brutal mit den Schuhen aus dem Weg räumte, mußte sie die Zähne zusammenbeißen vor Schmerz. „Es ist vielleicht doch gut, daß wir keine Kinder haben“, erkannte sie zuweilen. „Er ist einfach ein gefühlloser, hartherziger Mensch. Ja, wenn man alles zum voraus wüßte...“ Diese bittern Vorwürfe fraßen sich so fest in ihr Herz, daß es kaum noch etwas genützt hätte, nachzugeben und das Tier aus dem Hause zu schaffen. Der Graben war nun schon zu breit und zu tief.

Nur noch eines lebte behaglich im Notarshaus: die Tigerkatze. Sie schmeichelte und spielte, fraß mit bestem Appetit und schlief unbekümmert, wo es ihr gerade gefiel. Edith war zuweilen sehr verwundert, daß sie vor Peter nicht die geringste Angst zeigte. Sonst sagte man doch immer, Tiere hätten einen feinen Instinkt dafür, ob sie von Menschen geliebt oder gehaßt werden. Aber das

Tigerchen besaß offenbar nicht den geringsten Instinkt. Immer wieder suchte es, Peter zu schmeicheln, schaute mit großen Schmachtaugen zu ihm auf und strich an seinen Hosenbeinen herum. Wahrhaftig, es war von rührender Dummheit.

Es geschah eben manches, das Edith verborgen blieb. Wenn ihr Blick Mauern durchbohren könnte, hätte sie zuweilen gesehen, wie Peter das Kätzchen mit weichen Händen koste, wie er es auf die Arme nahm und es sich sogar zuweilen wie einen Pelz um den Nacken legte. Ja, wenn er sich ganz sicher allein wußte, konnte er sogar auf den Teppich knien und vergnügt mit dem Tigerchen spielen.

Das mag auf den ersten Augenblick unglaublich erscheinen. Es ist aber gar nicht so unglaublich, wenn man eine Ahnung hat, wie seltsam viele Männer durchs Leben gehen. Wie viele Männer gibt es doch, die glauben, daß es etwas geradezu Ehrenrühriges wäre, wenn sie sich einmal etwas weichere Gefühle anmerken ließen. Die Männlichkeit — oder das, was sie irrtümlicherweise darunter verstehen — macht sie zu Sklaven ihrer selbst, und darum dulden sie oft genug nichts anderes als Sklaven um sich. Wenn ein Mann das nicht früh genug merkt, steht er plötzlich einsam in einer kalten, feindlichen Welt und ist auf dem besten Weg, ein armer Teufel zu werden.

In dieser ungefreuten Stimmung ging der Sommer zu Ende. Edith hatte bereits die letzten dürren Blätter im Garten zusammengerecht, und in den Blumenrabatten blühten bloß noch ein paar einsame Winteraster. Man war bereits in der Jahreszeit, da man ein behagliches Haus und einen warmen Ofentritt zu schätzen wußte.

Wer den nahenden Winter nicht in der Natur erkannt hätte, wäre durch den Vereinsbetrieb auf den Wechsel der Jahreszeit aufmerksam gemacht worden. Der Männerchor sagte bereits auf Ende November eine Theateraufführung an, und es wäre durchaus unpassend gewesen, wenn sich Notars an diesem Anlaß nicht auch gezeigt hätten. Es wäre ihnen ja sehr peinlich gewesen, wenn jemand in der Umgebung etwas von ihrem Zerwürfnis gemerkt hätte. Die Achtung der Mitmenschen ist ja das letzte, was man freiwillig aufgibt; die Achtung seiner Nächsten aufs Spiel zu setzen, bereitet den meisten weniger Schmerzen.

Trotz allem wurde der Abend im „Bären" über Erwarten gemütlich. Notars blieben bis zum Schluß, ja, sie versprachen sogar, am Sonntagnachmittag zum Katerbummel mitzukommen.

Sie standen natürlich am Sonntag etwas spät auf, und Edith fürchtete, mit der Haushaltung nicht zeitig genug fertig zu werden. Peter war guter Laune erwacht und versprach, ihr etwas an die Hand zu gehen und wenigstens den Stubenofen zu heizen. — Vielleicht hatte es ihm gut getan, wieder einmal mit seiner jungen Frau zu tanzen und festzustellen, wie beliebt und geachtet sie war.

Nach dem Morgenessen, während Edith das Schlafzimmer in Ordnung brachte, holte er richtig eine Reiswelle hinter dem Haus. Er duldete es, daß ihm dabei die Tigerkatze um die Beine strich, und weil es niemand sah, kraulte er ihr ein bißchen das Fell. Nun öffnete er die Ofentüre im Korridor und versuchte, die ganze Reiswelle in den Ofen zu schieben. Da sie aber recht umfangreich war, wollte es nicht gelingen, und er sah sich gezwungen, die Beißzange zu holen, um den Binddraht zu lösen. Nun legte er die gröbsten Äste zur Seite und schob den Rest in das Feuerloch. Mit Hilfe einer zerknüllten Zeitung setzte er die Sache in Brand. Er blieb noch einen Augenblick kniend vor der offenen Türe, um sicher zu sein, daß das Holz auch recht Feuer fange. Die dürren Tannadeln wurden knatternd und spritzend vom Feuer erfaßt, er will die Türe schließen — und in diesem Augenblick hört er die Katze miauen. Aber wo denn nur? Er späht suchend um sich. Da, wieder — „miau!"

Donnerwetter, das tönt ja aus dem Ofenloch hinter der brennenden Reiswelle hervor!

Peter fährt der Schreck in alle Glieder: „Jetzt verbrennt das Tierchen bei lebendigem Leib!" — Er überlegt nicht mehr. Wie rasend fährt er auf das Feuerloch zu, versucht die Flamme auszublasen — dazu ist es längstens zu spät. Er zerrt an den dicken, untern Ästen, die noch nicht Feuer gefaßt haben, reißt heraus, was er kann, schafft, keucht und flucht, alles miteinander. — Glut fällt heraus, verbrennt ihm die Hände, er achtet es kaum. Rauch steigt auf, es stinkt und

... und nun fährt der Tiger, ſchwarz wie ein Ungeheuer, mit einem Satz aus dem Ofenloch.

kniſtert. — Jetzt driſcht er mit einem Aſt auf die lodernden Flammen — ſchließlich gelingt es ihm, den größten Teil herauszuwürgen — und nun fährt der Tiger, ſchwarz wie ein Ungeheuer, mit einem Satz aus dem Ofenloch.

Peter kauert noch halb bewußtlos vor der Feuertüre, als auf einmal Edith hinter ihm einen Schrei ausſtößt. „Um Gotteswillen! — Was iſt denn das für eine Zuverſicht.“ Sie ſchaut bald auf die Katze, die wie verrückt im Gang herumrennt, bald auf ihren Mann, der am Boden kniet und die ſchwarzen, verbrannten Hände von ſich ſtreckt.

„Was iſt denn bloß geſchehen?“ fragt Edith ganz atemlos.

„Die Katze — der Tiger...“ ſtammelt Peter. „Er kroch in das Ofenloch. Aber ich hatte wahrhaftig keine Ahnung davon, und dann...“

Edith ſchaut und ſchaut, ſtudiert und überlegt — und plötzlich begreift ſie. Wehrlos muß ſie es geſchehen laſſen, daß ihr plötzlich Tränen in die Augen ſchießen. „Und du — du haſt dich ſo — ſo zu gerichtet — wegen — wegen der Katze!“

Peter kniet noch immer in dem Wirrwarr von Aſche und Holz und ſchaut vor ſich zu Boden. „Ach, es hätte mich wirklich gereut, das Tierchen“, brummt er verlegen. „Ich konnte es doch nicht einfach verbrennen laſſen.“

Plötzlich kniet Edith neben ihm und legt die Arme um ſeinen Hals. Eine ſeltſame Erſchütterung durchbebt ihren ganzen Körper, und es dauert lange, bevor ſie ſtammeln kann: „Oh, Peter, weißt du, ich bin ſo froh, daß es dich gereut hätte —, daß du Mitleid hatteſt. — Nicht wahr, du meinteſt es gar nie ſo ganz ernſt. Du hätteſt es in Wirklichkeit ganz gern, das Tigerchen — und...“ jetzt legte ſie die Lippen dicht an ſein Ohr — „... und ein Kind“.

Peter ſaugt verſonnen an ſeiner Hand, wo ſich langſam Brandblaſen bildeten. „Ich glaube, man könnte ſich gewöhnen daran“, murmelte er.

Am Nachmittag nahmen Notars trotzdem noch am Vereinsausflug teil. Und obſchon Peter ſeine rechte Hand verbunden hatte, war er doch imſtande, Edith beim Tanzen recht feſt an ſich zu drücken.

Und ein Jahr ſpäter trugen ſie einen Stammhalter zur Taufe.

Logiſch

Vater zum fünfjährigen Söhnchen: „Wenn du nicht ans Chriſtkindchen glaubſt, bringt's dir auch keine Geſchenke!“

„Ich glaube aber auch nicht an den Storch, und er bringt mir doch jedes Jahr ein Brüderchen!“